Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 9 (1923)
Heft: 50

Artikel: Altgermanische Erinnerungen in der christlichen Weihnachtsfeier
Autor: Hänni, Rupert / Bauer, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-539265

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Altgermanische Erinnerungen in der christlichen Weihnachtsfeier.

(Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B., Sarnen.)

Es ist wohl nie ein Sieger mit soviel Mäßigung durch die Welt gegangen, wie das Christentum. Nachdem es über die heidnische Antike triumphiert hatte, dachte es nicht daran, barbarisch alles Alte zu zerstören, sondern bewies überall eine pietätvolle Schonung. Was auf den verschiedenen Gebieten in Wissenschaft und Kunst, in Sitte und Leben irgendwie mit dem christlichen Wesen und dem eigenen Lebensprinzip vereinbar war, wurde erhalten und fortgeführt. Typisch sind in dieser Hinsicht manche christlichen Gotteshäuser, die auf den Grundmauern heidnischer Tempel errichtet worden sind. Aus der Benennung der Kirche „Santa Maria sopra Minerva" z. B. in Rom, sieht man, wie die prächtige Marienkirche auf den Fundamenten eines alten Minervatempels sich erhebt, und wie die nach der Sage aus dem Haupte Jupiters entsprungene jüngfräuliche Göttin Minerva, der von Ewigkeit her von Gott auserwählten unbefleckten Jungfrau Maria hat Platz machen müssen. Oft ist man in der Erhaltung der Tempel noch weiter gegangen. In einem Schreiben des großen Papstes Gregor an den im Gebiete der Angeln wohnenden Abt Mellitus erhält letzterer die Weisung: „Man soll die heidnischen Tempel dieses Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin, dann soll man die Hallen mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und in denselben Reliquien niederlegen, denn, wenn die Tempel gut gebaut sind, können sie wohl aus Stätten der Unholden in Behausungen des wahren Gottes umgewandelt werden, so daß das Volk, wenn es seine Heiligtümer nicht zerstört sieht, im Herzen seinen Irrglauben ablegt, den wahren Gott erkennt und verbreitet und sich an den gewohnten Orten nach alter Sitte einfindet. . . Wenn man ihnen äußerlich einiges Vergnügen zugesteht, werden sie sich an die innerlichen Freuden umso leichter gewöhnen. Man darf nämlich harten Gemütern nicht auf einmal alles abschneiden, wie auch, wer zum höchsten Gipfel aufsteigen will, nur stufenweise, oder Schritt für Schritt, nicht in Sprüngen sich emporarbeitet."

So kamen die Glaubensboten nach wohlüberlegtem Plane den alten heidnischen Germanen in jeder Weise entgegen, um ihnen den Uebertritt zu erleichtern. Das zeigt sich sogar in der Benennung des Gotteshauses. Die ersten christlichen „Kirchen" haben ihren deutschen Namen nicht von dem griechischen kyriake-Haus des Herrn, sondern von kirk (= Kreis), denn die Kirchen wurden mit Vorliebe innerhalb der heiligen Steinringe an Stelle heidnischer Opferstätten und Gotteshäuser errichtet und sind oft sogar nur durch Umweihung von solchen entstanden. Allerdings wurden dann auch die Namen der Schutzheiligen geändert. Die altgermanische Götterdreiheit machte der christlichen Dreieinigkeit Platz. Für Wodan trat meist der Erzengel Michael ein, der noch heute Schutzheiliger und Sinnbild der Deutschen ist. Die Rolle des Sonnengottes übernahm Christus, die wahre, unbesiegte Sonne, oder auch sein Vorläufer Johannes, die der segenspendenden, fruchtbaren Erdgöttin Freja, die Gottesmutter Maria usw.

Infolge dieses konservativen Sinnes und der Anschmelzung des Bestehenden an das Neue, sofern nur immer eine homogene Gedankenbildung möglich war, können wir im Neuen und Neuesten Erinnerungen an eine ferne Vergangenheit, an uralte Sitten und Gebräuche finden. Ein Hauch fernster Vergangenheit weht auch durch das eine oder andere unserer christlichen Feste, besonders durch das zarteste und innigste von allen, das hl. Weihnachtsfest.

Wir kennen seine Bedeutung und seinen Charakter. Die Zeit der Einkehr des Christkindleins in die Häuser und Herzen erinnert uns an jene beglückende Stunde, wo die zweite Person der Gottheit aus dem Lichtmeer der Ewigkeit in die Finsternis der Sündennacht herabstieg, um uns als menschgewordener Gottessohn die verschütteten Paradieseswege bloßzulegen. Weihnachten ist für uns das Fest des Lichtes und der Liebe.

„Dies ist die Nacht, da mir erschienen
Des großen Gottes Freundlichkeit.
Das Kind, dem alle Engel dienen,
Bringt Licht in meine Dunkelheit,
Und dieses Welt- und Himmelslicht
Weicht hunderttausend Sonnen nicht!"

(Nachtenhöfer).

In dunklem Ahnen der Wahrheit haben auch die alten heidnischen Germanen einen Lichtgott verehrt und ihm zu Ehren um Weihnachten herum, bei der Wintersonnenwende ein Fest gefeiert. Wir besitzen noch einen heidnischen Festkalender für das Jahr 354 n. Chr., der auf den 25. Dezember die Bezeichnung enthält: Dies Natalis Solis invicti: Geburtstag des unbesiegten Sonnengottes. . . . Nach den Ausführungen von Prälat Meyenberg (in seinen homiletischen und katechetischen Studien S. 217) legte man sich diese Notiz dahin zurecht, daß in heidnischer Zeit bald nach dem Wintersolstitium das wachsende Licht der Sonne mit einem

„Geburtstag des unbesieglichen Sonnengottes" gefeiert wurde. Der heidnische Mithras- und Sonnenkult des 3. und 4. Jahrhunderts nach Christus mochte zur Förderung eines solchen Festes besonders geeignet gewesen sein. Es haben deshalb christliche Archäologen auf Grundlage des Dies Natalis Solis eine Hypothese aufgestellt. „Was lag den Christen jener Zeit näher", fragt Kellner, „als bei diesem von niemanden übersehenen Naturereignis (und Feste) an die Geburt desjenigen zu denken, der das wahre Licht der Welt ist." Zur Erhärtung dessen wies man hin auf die biblischen Ausdrücke: Oriens ex alto, Aufgang aus der Höhe, lux magna, lumen ad revelationem gentium, Licht zur Erleuchtung der Heiden; oder auf die Wendungen der Kirchenväter: Christus sol verus, Christus, die wahre Sonne (Cyprian). Hic est sol novus noster, dies ist unsere neue Sonne (Ambrosius). Orietur sicut sol Salvator mundi, wie die Sonne geht der Welterlöser auf (Laudes). „Was lag also", fragt Kellner weiter, „für den geborenen Römer näher, als den Geburtstag dieser neuen wahren Sonne auf den Tag zu verlegen, wo in seinem Kalender schon von alten Zeiten her ein Natalis Solis verzeichnet war, und wo auch die heidnische Einwohnerschaft ein Fest feierte." Darnach wäre der 25. Dezember, der in dem oben genannten heidnischen Kalender „Natalis Solis invicti", Geburtstag der unbesiegten Sonne, hieß, in den Geburtstag der übernatürlichen Sonne Jesus Christus umgewandelt worden. Wir wollen aber hierbei nicht unterlassen zu bemerken, daß sich diesen sympathischen Ausführungen gegenüber manche Zweifel erhoben haben und die Frage nicht völlig abgeklärt ist.

Zum Christkindlein gehört auch der Christbaum. Er ist, wie schon sein Name sagt, ein Zeichen Jesu Christi, des Lux mundi, des Lichtes der Welt, und der Lichtwald der unzähligen Christbäume am hl. Abend erinnert wieder an den wahren Lichtbringer Jesus Christus. Nach einer andern Deutung sollen die Lichter am Christbaum an jene Kerzen erinnern, die bei den ersten, heimlich in dunkeln Höhlen um Mitternacht abgehaltenen Christmessen entzündet wurden. Das Grün des Tannenbaumes ist ein Symbol der Hoffnung, die nach dem Erscheinen des Welterlösers auch keiner Menschenbrust mehr schwinden darf. Der Christbaum ist geschmückt mit Früchten und Gegenständen verschiedenster Art. Um ihn herum versammeln sich die Familienglieder, Freunde und Bekannte; unter ihm liegen am Weihnachtsabend die Geschenke, die Eltern den Kindern oder Verwandte und Freunde einander geben. Alles liebe, sinnvolle Erinnerung an das erhabenste Geschenk, das der himmlische Vater der sündigen Menschheit in der Person seines eingeborenen Sohnes machte.

Auch betreff des Christbaumes, seiner Gaben und seines Schmuckes will man in den Bräuchen der heidnischen Vorfahren Anklänge finden. „Wenn die Altvordern", sagt A. M. Witte, „das Wintersonnenwendfest feierten, versammelte man seine Freunde zu frohem Gelage. Da pflanzte man den „Malbaum", den Festbaum, der bei keiner Feier fehlen durfte, auf und schmückte ihn mit Aepfeln und Nüssen, den Sinnbildern ewiger Jugend und schlummernden Lebens. Dann brachte man die Hauptopfer des Jahres dar, vor allen Dingen dem Sonnengotte einen Eber. Wer über keinen lebenden Eber verfügte, spendete wenigstens ein Abbild dieses Tieres aus Honig, Mehl und Fenkel. Man wählte auch die schlichte Form der Sonnenscheibe. Diese „Opferkuchen" haben sich in unsern Pfefferkuchen erhalten. Zuweilen zeigen sie noch die alten Formen, so z. B. das Bild des germanischen Götterkönigs selbst, auf seinem Rosse Sleipnir. Erst im Jahre 1399 gelang es dem Bischof von Bamberg, neben diesen heidnischen Sinnbildern die sogenannten „Christstollen" einzuführen, die hauptsächlich in Thüringen und Sachsen beliebt wurden. Er erteilte dem Bäckergewerbe das Innungsprivilegium lediglich unter der Bedingung, daß sie „alljährlich zum Christfest zwei lange Brote als Entgelt lieferten, die weder an die Gestalt eines heidnischen Gottes, noch an die des ihm geweihten Tieres mahnen dürften." Später trat bei den Pfefferkuchen die Form des Sternes dazu, die Versinnbildlichung des Sternes von Bethlehem, und die des Herzens, die an jene Liebe mahnen soll, die sich im Christkindlein offenbart. Aber der „Pfefferkuchenmann" triumphiert in manchen Gegenden noch über alle, wenngleich niemand mehr dabei an Wotan denkt!

Auch in diesem Punkte wird die Richtigkeit der Parallele von einigen in Zweifel gezogen, indem sie behaupten, das hier bezeichnete Fest habe einen ausschließlich lustigen und neckischen Charakter gehabt, ohne mit der Wintersonnenwende in Beziehung zu stehen.

Der Christbaum mit seinen herrlichen Gaben versetzt uns mitten im Winter in eine Zeit der Blüte und der Reife, wodurch er als eine Art Wunderbaum erscheint. In zahlreichen Gegenden Deutschlands ist, wie Wiese sagt, der Glaube verbreitet, daß mitten in Schnee und Eis in der Christnacht die „Wunderblume" erblühe, daß Aepfelbäume Früchte und Blüten zugleich trügen und besonders die Rose von Jericho in ungeahnter Pracht erstrahle. „Noch im 13. Jahrhundert bezeichnete man in Tibur, der alten Kaiserpfalz am Rhein, einen ganz bestimmten Apfelbaum als den „geweihten". Die größte Verbreitung hat der Glaube an „die Wunderblume" gefunden, vielleicht aus dem Grunde, weil im Dezember die

Blume Helleborus niger sich aus dem Schnee erhebt. Ihr ursprünglicher Name „Wendewurz" enthält noch einen Anklang an das heidnische Sonnenwendefest. Im 14. Jahrhundert gebrauchte der Botaniker Otto von Braunschweig, wie Wiese sagt, zuerst den Namen Christwurz und schrieb, er habe wirklich in der Christnacht die Blume Christwurz gesehen. Im Volk ward sie lange als „heilig" betrachtet. Hieher gehört wohl auch die Sage von blühenden Rosen in der Christnacht, denen der Dichter Martin Greif sein „Frühlingslied im Winter" gewidmet hat:

„Von der Christnacht geht die Sage,
Daß ihr Rosen licht erblühn,
Wie wenn sich die Sommertage
Wollten ihr zulieb verfrühn.

Voller hauchten sie und würfen
Einen Himmelsschein um sich,
Ihm auch möcht ich's danken dürfen,
Sing ich Lenz im Winter dich."

Der Volksglauben an blühende Blumen und Bäume zur Weihnachtszeit hängt zusammen mit dem Waldkultus der Germanen. Die Bäume galten ihnen als heilig; man schrieb ihnen sogar eine Seele zu. Der Wald ist der Wohnsitz der Götter, und bestimmte Wälder wurden zu besondern Stätten der Gottverehrung ausersehen. Heilige Haine vertraten die Stelle der Tempel. In diese hl. Haine ließen sich auch verwundete Krieger tragen, um dort gesund zu werden oder zu sterben. Hievon leitet sich auch die zuweilen für Tod gebrauchte Bezeichnung „Freund Hain" ab, wie es z. B. im Studentenliede heißt: „Und wenn Freund Hain uns beschleicht, mache den Abschied uns leicht."

Einen besonders beliebten Schmuck unserer Weihnachtsbäume bilden die Lamettafäden (Metallfäden), die die Zweige umspinnen, u. die man meist „Engelhaar" nennt. Auch sie sollen eine Erinnerung an urgermanische Zeit sein und eigentlich das flimmernde Goldhaar der Gemahlin Thors, der schönen Gattin Sif symbolisieren, jenes wunderbare Haar, das stets von neuem wuchs. Es ist ein Spiegelbild der jungen Saat, die jährlich aufs neue dem Boden entsproßt, um im Herbst als goldener Segen die Felder zu schmücken.

Schließlich ruft auch noch der Name „Weihnachten" selbst germanische Erinnerungen wach. Die frühesten Bewohner Deutschlands und auch der Schweiz rechnen bis ins Mittelalter hinein nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Diese Bezeichnung ist den orientalischen Völkern, besonders den Hebräern, eigen, deren religiöse Feste am Abend beginnen und am folgenden Abend endigen. So heißt es z. B. auch in der Genesis: „Es ward aus Abend und Morgen der erste Tag." Im salischen Gesetz und im Sachsenspiegel wird immer nach Nächten gerechnet „über vierzehn Nächte"; noch heute sagt der Engländer nicht „acht Tage", „vierzehn Tage" sondern „acht Nächte", „vierzehn Nächte". Der Grund dieser Zählung hängt erstens zusammen mit dem Mondjahr, sodann mit dem religiösen Glauben, daß das Licht und der Tag aus der Finsternis der Nacht hervorgegangen sei. Es ist bezeichnend, daß die Angelsachsen Weihnachten „Mohdinah" nennen. Da ihnen eben die Nacht als die Mutter des Tages erschien, begannen sie ihre Hauptfeste stets am Abend und benannten sie auch nach dem Abend oder der Nacht, weshalb wir noch heute von einem heiligen „Abend", von Weih-„nacht", Fast-„nacht", Silvester-„abend" sprechen.

Wenn für uns der Weihnachtsabend, oder die „heilige Nacht" die Zeit der Herabkunft unseres Erlösers Jesus Christus auf die Erde ist, so galt sie dem Aberglauben der Germanen als die Zeit des Umzuges ihrer Götter. Ursprünglich sollen der eigentlichen Weihnacht sechs Tage vorausgegangen und sechs gefolgt sein. Es war die Zeit der sogenannten „Zwölfnächte". Infolge der Einführung des Gregorianischen Kalenders trat dann eine Verschiebung ein, und man versteht seither unter „Zwölfnächten" die Zeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, dem Feste der heiligen drei Könige. An diesen Tagen nun sollte Wotan, gefolgt von den Einheriern (d. h. jenen Männern, die durch den Schlachtentod Eingang in die Wallhalle, den germanischen Himmel gefunden) die Lüfte durchziehen. Darum herrschte an diesen Tagen des Umzuges der Götter überall tiefster Friede. Jede Arbeit ruhte, das Garn mußte vom Rocken gesponnen sein, da „nichts rund gehen durfte in dieser Zeit als nur die Sonnenscheibe" . . . . Im deutschen Volke lebt, nach Witte, vielerorts noch unbewußt der Glaube an den Umzug der Götter. Die Landbewohner erzählen, daß am Christabend „das wilde Heer" im Brausen des Sturmwindes durch die Lüfte ziehe. Seine Bahnen würden im Frühjahr sichtbar: wo die Saaten am üppigsten sprießen, die Fruchtbäume die meisten Früchte trügen, da sei es vorbei gezogen. „Sobald es am heiligen Abend Mitternacht vom Turme schlägt, hat die Heiligkeit des Tages ihren Höhepunkt erreicht. Schlafendes erwacht zu neuem Leben, Heil und Unheil hat Gewalt, den Tieren ist die Sprache verliehen, Wasser wird zu Wein, nach dem alten Spruche: „Wasser wird zu Wein, und die Bäume Rosmarein".

Aus solchen bis heute übrig gebliebenen Resten von Aberglauben kann man auf die Zähigkeit und Tiefe der im alten Germanenvolke wurzelnden religiösen Anschauungen schließen.

Gerade diese Mischung der Kultur der gemanischen Altvordern mit christlichen Anschauungen späterer Jahrhunderte gibt dem deutschen Weih-

nachtsfeste einen eigenartigen Zauber. Heidnisches und Christliches ist sinnig ineinandergewoben. Die Wurzel dieses Festes ist eingesenkt in das heidnische Volkstum, im Stamm aber pulsiert reines Christentum. Es wäre deshalb verfehlt, das Weihnachtsfest im Sinne einer bloßen Weiterentwicklung aus der heidnischen Feier herzuleiten, denn man kann sich kaum einen größeren Unterschied denken, als den zwischen dem germanischen Sonnengott und Jesus Christus. Das Christentum ließ bloß bestehen, was die anima naturaliter christiana, die von Natur aus christlich empfindende Seele bereits in der Heidenwelt Edles und Gutes gezeitigt hatte. Die Uebernatur baut im Christentum stets auf der Natur auf. Natur und Gnade zusammen bilden den Christenmenschen, und drum respektiert es jede edle Aeußerung, jeder Zug echten Menschentums, wo immer es ihn findet. Welch ein gewaltiger Unterschied besteht doch zwischen dem altgermanischen Feste des Sonnengottes und der christlichen Weihnachtsfeier! Man kann vielleicht sagen, ersteres war das Ahnen eines im ewigen Lichte wohnenden Gottes, das aber bei der Personifizierung der die Erde beherrschenden Naturgewalt der Sonne stehen blieb; letzteres war die Verwirklichung und Erfüllung dieses Ahnens, indem das ewige Licht in der Person des Gottmenschen Jesus Christus tatsächlich aus dem Schoße des ewigen Vaters auf diese Erde herniederstieg, um von nun an allen, die guten Willens sind, als lux mundi voranzuleuchten auf dem Weg zum Himmel.

Wir Lehrer und Lehrerinnen, die wir nicht mehr bloß ahnen, sondern wissen und glauben, müssen Lichterträger sein und die Funken dieses Lichtes auch überspringen lassen auf die Herzen jener, die unserer Ausbildung und Erziehung anvertraut sind. Zuerst muß aber unser eigenes Herz brennen, wenn wir andere erwärmen, für das wahre Licht begeistern und zur religiösen Tat entflammen wollen. Holen wir deshalb unsere Flammenkraft beim liebeglühenden Kindlein in der Krippe und grüßen wir es am Weihnachtsabend mit den Worten eines Dichters, der seine unruhige innere Entwicklung mit der Einkehr in die Kirche, also mit der Einkehr beim wahren Lichtquell, beim Krippenkinde beschloß:

„Du warst die Leuchte in der finstern Leere,
Du warst die Stimme in der großen Stille,
Dein Wort ward Welt, so wollte es dein Wille,
Daß eine Schöpfung dich als Schöpfer ehre.

Du bist der Einzige, aus dem wir alle
Wie Tropfen aus dem großen Weltmeer fielen.
Du Ende, danach alle Pfade zielen.
Du bist der Regenbogen im Kristalle.

Du bist die Sicht, die alle Seher preisen,
Der Born, zu dem sich alle Becher bücken,
Du bist der Glanz, der einzig kann beglücken,
All irdisch Glück kann nur dein Abglanz heißen.

Du bist der Seele Schwinge und ihr Schweifen.
Du, dem die Himmel harfen ohne Ende,
Laß uns im Segen deiner Vaterhände
Einst ruhn, wenn wir dich schauend ganz begreifen.

(Peter Bauer.)

Für die Kinderstube.

Meister Winter, der grimmige Mann mit der kalten Brust, wie ihn unsere Altvordern nannten, hat Einzug gehalten im Lande. In solcher Zeit wird's stiller draußen, man rückt näher und traulicher zusammen um des Hauses wärmespendenden Herd, und die langen Abende werden zum Rahmen inniger sich entfaltenden Familienlebens. Häufiger fällt jetzt überall ein ergiebig Stündchen elterlicher Aufmerksamkeit für die Kleinen ab und lebhafter besinnen sich jetzt in Palast und Hütte Vater und Mutter, umringt von den Kindern, die wie die Oelzweige den Tisch umranken, auf ihre erzieherischen Pflichten und geben einem freundlichen Rate in dieser Richtung gerne Gehör.

Aber die familiäre Traulichkeit wird gerade in diesen frühwinterlichen Tagen in manchem Hause durch Sorgen getrübt. Es braucht ja so viel, bis die Vorratskammern und Kasten ein Gesicht machen, das leibliche Zuversicht verrät gegenüber dem strengen Gaste, und die Ausgaben wollen kein Ende nehmen, bis die ganze Schar vom Kopf bis zum Fuß gerüstet und gestiefelt ist. Manche Klage wird jetzt laut, wie schwer es doch nachgerade halte, in unsern Tagen ein Kindertrüppchen groß zu ziehen. So hörte ich dieser Tage in einem kinderreichen Hause sagen, es sei nicht mehr wie vor altem. Früher hätte man's eitel Segen genannt, ein halb Dutzend munterer Jungen sein eigen zu nennen, und es hätte einer schon ein armer Schlucker sein müssen, bis es ihm darauf ankam, ob dieser lieben Kostgänger einer oder ein paar mehr oder weniger den Löffel in die Schüssel getaucht. Aber heute sei es für einen so gesegneten Hausvater denn doch kaum mehr zum Durchkommen, wenn einer nicht zu Rothschilds Sippe gehöre oder ein Einkommen habe wie ein Bundesrat.

Nun freilich, kein Wunder, wenn in jenem Hause weder Vermögen noch Einkommen langen will und das Thermometer der Vaterfreude und Mutterlust mitunter fast auf den Nullpunkt fallen will. Dort geht's eben nobel her, wie man's vor altem nicht getan und es noch nicht Brauch war